

**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz  
**Herausgeber:** Schweizerisches Rotes Kreuz  
**Band:** 58 (1949)  
**Heft:** 11-12

**Artikel:** Wir sahen die Flüchtlinge  
**Autor:** Reinhard, Marguerite  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-975851>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



*Friedlich und wohlhabend erscheinen die bayrischen Dörfer dem oberflächlichen Blick. In manch einem Haus wohnen indessen Elend und Leid, Verbitterung und Zwietracht; denn die ohnehin engen Räume müssen heute noch mit Flüchtlingsfamilien geteilt werden.*

# WIR SAHEN DIE FLÜCHTLINGE

*Fragmente aus einem Bericht*

Von Marguerite Reinhard

Passau. Festlich geschmückter Rathausplatz. Zweitausend Menschen drängen sich dort und blicken donauabwärts. Zweitausend Heimatvertriebene, die, von ganz Westdeutschland hergereist, schon seit Stunden auf das Schiff warten, das ihnen aus Oesterreich Familienangehörige zuführen wird, mit denen sie drei Stunden werden verbringen dürfen.

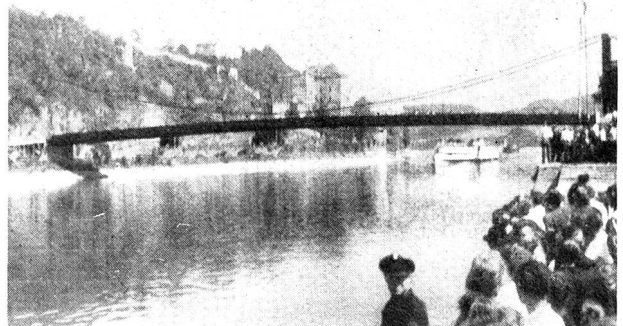
«Es kommt! Seht, es kommt!» Menschen drängen sich am Donauufer, andere Menschen drängen sich auf dem Donaudampfer an die Reling, freudig bewegte, winkende, schreiende, jubelnde Menschen.

«Mutter, Mutter!» — «Mein Sohn!» — «Elisabeth, mein Kind!» — «Und da ist ja der Jürgen, mein kleiner Jürgen!»

Dieses Durcheinander von Menschen und Stimmen! Lachen und Weinen und ans Herzdrücken ohne Ende. «Wie geht es euch?» — «Hast du Arbeit?» — «Nun dürfen meine alten Augen doch noch die Enkelin sehen. Schau mich an, Kind! Gib deiner Grossmutter einen Kuss!»

Der grosse Rathausplatz schenkt jeder Gruppe Raum und Schatten. Bänke sind genug da, und die Heimatvertriebenen, diese Flüchtlinge, haben längst gelernt, sich mit engstem Raume zu bescheiden. Drei Stunden dürfen sie beieinander bleiben. Drei Stunden dürfen sie sich erzählen, was ihnen auf der Seele brennt, von ihrer grossen Sehnsucht, vom Schmerz der Trennung, von der Freude des Wiedersehens sprechen. Sie dürfen kleine Geschenke austauschen, winzige Nichtigkeiten, die

ihnen die Liebe und Anhänglichkeit mitzubringen gebot. Immer wieder umarmen sie sich. Weshalb die grausame Trennung? Weshalb die administrativen Schwierigkeiten? Solch ein Leben! Hüben die alte Mutter, drüben der starke Sohn. Hüben eine Kriegswitwe, drüben ihre zwei Kinder. Will man denn nicht verstehen, dass sie zusammengehören? Dass sie sich in Sehnsucht nacheinander verzehren? Hier auf dem Rathausplatz von Passau sind sie beieinander, wie es sich gehört, wie es allein richtig sein kann, wie es der einfachste Verstand begreift. Und doch werden sie sich nach drei Stunden wieder gegenseitig vom Herzen reissen müssen. — «Bleib bei uns, Mutter!» «Geh nicht, ach, geh nicht, Christoph!» — weil Papiere dies so wollen, weil ihre Namen irgendwo in einem Register eingetragen sind und aus irgendwelchem Grunde noch nicht, seit Jahren noch nicht ausgetragen werden konnten, weil Papier stärker geworden ist als die Bande



*Das Schiff aus Linz fährt in Passau ein.*



*Im Zeitalter des Menschenferchs.*

*Aufnahme Gotthard Schuh.*

zwischen Mutter und Kind, zwischen Bruder und Schwester, zwischen Mann und Frau, weil Papier zäher ist als der gesunde Menschenverstand.

Und wenn dann nach den viel zu kurzen Stunden die Schiffsglocke zum Aufbruch mahnt, ist es, als ob der Rathausplatz den Atem anhielte, um den ganzen Jammer hinauszuzögern, der sich über die Heimatvertriebenen stürzen und sie schütteln und zerquälen wird. Die Stimmen werden dunkel von Tränen und Schmerz. Einer nach dem andern reißt sich los, stolpert über die Schiffsbrücke, drängt sich an die Reling. Wann, wann? Wann hört der Wahnsinn auf? — Ein Hügelrücken verschluckt das Schiff, die Musikkapelle spielt «Muss i denn...», und auf dem Rathausplatz starren zweitausend Menschen den entchwundenen Nächsten brennenden Auges nach.

\*

Wie schön ist das bayrische Land! Wie friedlich liegt es da, unberührt vom Elend der Heimatvertriebenen! Wir fahren durch die prangende, sommerliche Gegend, durch winklige, mittelalterliche, turm- und festungbewehrte Städtchen, vorbei an schönen Dörfern. Wir erklimmen Hügel, und vor uns, unter uns, hinter uns schwingen die Aecker abwärts, schlängelt sich ein Weg bis zu den duftblauen Wäldern, dehnen sich die Wiesen und abgeernteten Felder mit den gesegneten Garben. Ein Bach folgt silbern den Auen, und ein Bauer treibt ein Gespann gleichwüchsiger, warmhäutiger Ochsen,

das ein Fuder Garben in die Scheune rollt. Ueberall sind Schnitter am Werk, und die Sonne scheint über die Stoppelfelder, die matt glänzen wie gesundes Mädchenhaar. Ist das Elend der Heimatvertriebenen Wirklichkeit? Träumen wir?

\*

Wir stehen oben neben der alten Burg, an die Steinbrüstung gelehnt, und blicken hinab auf das, was von Nürnberg noch übrig geblieben ist. Nürnberg, die Stadt Albrecht Dürers, die Stadt eines Hans Sachs, deren enge Gassen man früher immer neu entzückt auf der Suche nach ihren Köstlichkeiten durchstreift hatte, das Nürnberg der stattlichen Giebelhäuser und reichen Kirchen, ist furchtbar zerstört. Und dort drüben, links, liegt am Ende eines einzigen Trümmerfeldes das halb eingefallene Haus, dessen fast zerstörte Räume von Frauen- und Kinderhänden wieder halbwegs wohnbar gemacht worden sind und das wir soeben besucht haben. Wenn schon die Nürnberger Bürger so dürftig hausen, ist es da zu verwundern, dass die der Stadt zugewiesenen Flüchtlinge in den Bunkern leben müssen? Seit vier Jahren!

\*

Arme Bunkerflüchtlinge! Enge Zellen, Betonwände, Beton, Beton, Beton! Weder Tageslicht noch Sonnenstrahl. Konservenluft, die sich erdrückend auf die Brust legt. Kann man hier stundenlang atmen? Kann man tage-, kann man nächtelang hier

atmen? «Du lieber Gott, wir wohnen seit vier Jahren hier!»

Diese Bunker werden nun nach und nach entleert. Wenn einer Arbeit und anderswo Unterkunft gefunden hat, zieht er aus, und seine Zelle wird nicht mehr belegt. Er lässt oft verbitterte, eifersüchtige Kameraden zurück: «Weshalb gerade er? Weshalb nicht ich? Ich bin schon länger da. An mir wäre die Reihe gewesen. Dieser Schleicher! Dieser gemeine Kerl!» Wir wohnen stumm einem solchen Ausbruch bei. Der Mann ist halbnackt, mit wirrem Haar und übermässig erregt. Er schreit, fuchtelt mit den Armen, ballt die Faust. «Raus will ich, ich will hier raus! Hört ihr, ich will raus! Den andern gelingt's. Weshalb nicht mir? Bin ich schlechter als die andern? Bin ich weniger geschickt?» Plötzlich brüllend: «Diese Gauner!» Er dreht sich um, reißt eine Zellentür auf, schlägt sie dröhnend hinter sich zu. Doch sofort ist er wieder da, zwingt sich zur Ruhe: «Das ist kein Leben mehr. Uns geht es allen so: wir verlieren die Nerven. Wir alle.» Wieder schlägt seine Erbitterung wilde Wogen: «Im Elend sollte es keine Bevorzugten geben. Bevorzugte des Elends! Ha, ha, ha!» Dann ruhiger, fast ein wenig beschämt: «Was hat dieses Leben aus uns gemacht! Man weiss nicht, ob man schreien, fluchen, dreinschlagen oder einfach

haltlos weinen soll. Sehen Sie denn nicht, dass wir hier ersticken?» Und brüllend: «Dass wir verrecken!»

\*

Im Waldlager Mappach folgt uns ein blonder Knabe auf Schritt und Tritt, äugt uns strahlend an, stellt sich stämmig neben uns, wenn wir stehen bleiben. «Wie heissest du?» — «Helmut.» Da brummt der Verwalter: «Ein Lausbub ist's. Das schwierigste Kind des Lagers.» Bei diesen Worten ist die Sonne jäh aus dem Bubengesicht gewichen. Er senkt den Kopf, und schräg, von unten her, blickt er uns entsetzt an. Es ist, als sei ein bunter Kinderballon zischend geplatzt. Und wie wir weitergehen, bleibt das Kind verstört stehen. Wir gehen die paar Schritte zurück, streichen ihm übers Haar und sagen nur so im Vorübergehen: «Für uns bist du der liebste Bub.» Da, mit einmal: hundert bunte Ballone und hundert Lichter und Freuden! Ein Hüpfen und Springen und Strahlen. Helmut's Gesicht ist voller Sonnentupfen. Und als wir wegfahren, steht er mit zwei Kameraden auf dem Erdwall eines ehemaligen Schützengrabens und winkt mit Armen und Beinen. Dieser Lausbub!

\*

*Lebensraum der Heimatvertriebenen? Ein Bett, eine Tischecke und, wenn es gut geht, ein Fensterplatz: in einem Raum, den 60 bis 70 Leidensgenossen seit vier Jahren teilen!*

*Aufnahme Gotthard Schuh.*



Im Lager Moschendorf bei Hof begegnen wir einer jungen Frau, die uns durch hellen Blick und heiteres Wesen auffällt. Seit drei Jahren schon lebt sie in Lagern: «Mir macht's nichts aus, wo ich mich aufhalte. Ueberall finde ich Anregung, überall bietet sich mir Sehenswertes und Lernbares. Die Sterne sind hier dieselben wie zu Hause. Gestein, Erde, Baum, Blüte und Frucht, welch ein Unterrichtsstoff! Und die Menschen! Schwierig ist's, jeden einzelnen Charakter in wenigen Worten sich selbst zu vergegenwärtigen. Ich übe mich darin. Immer gibt es Ueberraschungen, unerwartete Reaktionen. Auch in mir selbst. Wie reagiere ich auf den Gestank... Wie ertrage ich die Nächte mit 21 anderen Menschen im selben Raum... bin ich hilfsbereit, gütig, so ganz von innen heraus, oder nur neugierig, wie meine Hilfe wirke? Ich war Studentin der Naturwissenschaften. Meine Studien sind nicht abgeschlossen. Werden sie es je sein? Welch einen Born inneren Reichtums birgt dieses Leben! Immer wieder Neues. Viel zu kurz ist das Leben.»

\*

Wir haben uns im Auffanglager Moschendorf bei Hof verspätet. Manch ein Anliegen ist an uns gerichtet worden. Die Geschichte manch eines harten Schicksals hat unsere anfängliche Gelassenheit zerfetzt. Schweigend fahren wir durch die Nacht. Der Vollmond hat sein Silber über die Erde gegossen. Diese heitern Sommernächte, diese Nächte ohne Schlaf, diese schönen, klaren Nächte der Märchen, der Legenden, der Träume! Auf einem Hügelkamm halten wir an. Steigen aus. Eine Zauberwelt! Befinden wir uns wirklich in Deutschland? Das ist doch Afrika. Die Brousse! Ja, dort drüben, hinter den tintenblauen Hügeln, erwacht jetzt das Leben der Brousse. Der Hochwald, das Gehölz, die Lichtungen, die Sümpfe und Bachufer wimmeln zu dieser Stunde von mannigfaltigstem Leben. Von Tieren, die Sieger oder Besiegte sein werden. Die Starken zerfleischen die Schwachen. Das ist das Gesetz der Brousse. Herden von Büffeln und Antilopen; Elefantenhorden, vom Leitbullen geführt. Und wenn das Brüllen des Löwen ertönt oder ein Leopard seine Nähe verrät, gibt der Bulle dröhnend das Signal, und die aufgeschreckte Herde, die Jungen in der Mitte, zieht sich ins dichte Gehölz zurück. Oft bleibt der Elefantenbulle stehen, fast spielerisch stellt er sich zum Kampf; denn er weiss, dass er unbesiegbar ist. Manchmal stellt sich auch ein Büffel einem Löwen oder Leoparden, die starken Hörner zum Angriff gesenkt, die Hufe gegen die Erde gestemmt. Die Brousse bewahrt das Geheimnis dieser wilden, nächtlichen Kämpfe.

Afrika... Europa... unsere Erde... plötzlich schmerzt die traumhafte Schönheit dieser lichtumflossenen Nacht. Eine Nacht der armen, kranken Gesichter. Grauenhaft ist dieses Gesetz der Brousse auf der ganzen Erde!

\*

Im Lager Stanzried bei Roding stellt sich uns der Lagerarzt, Heimatvertriebener auch er, in den Weg. «So leben wir», sagt er mit schartiger Stimme. «Eine Kulturschande, dieses Elend der Heimatvertriebenen. Ein Unrecht! Ein grauenhafter Irrtum!»

Ein paar Schritte vom Lager entfernt wohnt ein Jude. Im Jahre 1938 ist er nach Buchenwalde geschleppt worden. Dort haben sie ihm nicht nur den Hüftknochen kaputt geschlagen, sondern ein Arzt hat ihm zu Versuchszwecken auch ein Stück Magen und Darm herausgeschnitten. Mit leiser Stimme erzählt uns der Mann, der sich nie mehr erholen wird und in grösstem Elend lebt, sein Schicksal und zeigt uns die Spuren seiner furchtbaren Verstümmelungen. Schweisstropfen perlen auf unserer Stirn.

\*

«Hübsch haben Sie Ihre Bunkerzelle eingerichtet!» Blumen stehen auf dem schmalen Tisch, die übereinanderstehenden Pritschen sind sauber überdeckt, und Bilder hängen an den Wänden. Wir setzen uns neben die noch jugendliche Heimatvertriebene auf den Rand der unteren Pritsche. «Ja», lächelt sie, «man hat doch wenigstens ein Heim und vier Wände für sich. Mir gefällt's nicht schlecht, doch wuchs ich selbst in ärmlichen Verhältnissen auf und leide nicht so stark wie... ach ja, mein Mann hält es hier nicht aus. Er war reich und an grosse Räume gewöhnt... so schön war die Zeit unserer ersten Liebe... noch kein Jahr ist es her... und jetzt... ich stelle ihm den Abendimbiss auf den Tisch, das Tischtuch habe ich mit Putzen verdient, die Blumen hole ich draussen vor der Stadt... und wenn ich ihn von der Arbeit kommen höre, wenn ich seinen raschen, erregten Schritt vernehme, verziehe ich mich auf die obere Pritsche. Denn wehe, wenn er im engen Raum an mich stösst, wenn ich ihm im Wege stehe. Er hält die Enge nicht aus. Ich fürchte, er beginnt mich zu hassen, nur dieser Enge wegen, bloss weil ich diesen Raum mit ihm teilen muss, den er verabscheut und der ihn vergessen lässt, dass er einst liebe Worte an mich gerichtet hat. Es ist nicht auszudenken, was geschieht, wenn unser Kind da sein wird. In vier Monaten. Wenn es schreit. Wenn ihm etwas fehlt. Er wird's nicht aushalten. Vielleicht ist's für die Heimatvertriebenen ein Glück, wenn sie früher arm gewesen sind. Die vordem Reichen... das ungewohnte Elend verdunkelt ihre Einsicht.»

\*

Das ärgste Flüchtlingslager ist jenes in einem Fabrikgebäude von Augsburg. In den einzelnen Räumen hausen 65 bis 70 Menschen dicht beieinander. Pritschengestell — mit zwei oder drei übereinanderstehenden Pritschen — steht an Pritschengestell. Jede Bewegung liegt vor dem Blick offen. Lärm, Staub, verbrauchte Luft, Gedränge und ein unglaubliches Durcheinander an mannigfaltigstem Hausrat und Bekleidungsstücken. Eine

Frau wäscht Geschirr, und eine zweite keift mit einem Kind. Ein altes Weib bügelt Männerhosen, und halbnackte Männer liegen auf den Pritschen. In einer Ecke sitzen drei Knaben um eine Kiste und rechnen mit lauter Stimme, während um sie herum kleine Kinder auf dem Boden spielen. Ein Kind wimmert, und die abgezehrte Mutter versucht vergeblich, es zu beschwichtigen. «Dysenterie. Seit Stunden weint es.» «Der Teufel hole den Balg!» schreit ein Mann und hält sich die Ohren zu. Vier junge Männer sitzen auf einer Pritsche und spielen ein Kartenspiel. Ein Mann streicht sich verloren über die müde Stirn, geht ans Fenster, öffnet einen Flügel: Wilder Protest von allen Seiten. Im Nu ist der Raum in zwei Lager gespalten; das eine will den Fensterflügel offen haben, das andere geschlossen. Täglich flammt erbitterter Streit in diesen Räumen auf. Wegen Nichtigkeiten. Weil sie dieses Leben nun schon seit vier Jahren ertragen müssen. Weil die Nerven überreizt und das Gemüt dem Hasse zugänglich ist. Weil sie keine einzige Sekunde des Tages, keine einzige Sekunde der Nacht allein

sind. Weil sie leiden. Psychisch ganz unvorstellbar leiden. Und weil das Ende ihrer Leiden nicht abzusehen ist.

\*

Die wirkungsvollste Hilfe? Vor allem eine massive Auswanderung westwärts. Und im Lande selbst? Das Errichten von möglichst viel Wohnraum in jenen Gebieten, wo der Heimatvertriebene Arbeit finden kann. Denn bis heute mussten diese Unglücklichen meist einfach dort hineingepfercht werden, wo sie ein Dach überm Kopf fanden: in abgelegenen Lagern, in Landschlössern, fern den Städten — während manch eine Arbeitsmöglichkeit ausgenutzt werden könnte, wenn sich ein Wohnraum in der Nähe fände. Die Lieferung von Baracken und leicht aufstellbaren Wohnstätten erscheint uns als die wirkungsvollste Hilfe, da sie dem Heimatvertriebenen die Möglichkeit bietet, sich und seine Familie durch Arbeit selbst zu erhalten. Jeder anderen Hilfe kommt wegen ihrer nur vorübergehenden Wirkung untergeordnete Bedeutung zu.

## DIE SEELISCHE SITUATION DER FLÜCHTLINGE

VON DR. MED. MARIA PFISTER, ZÜRICH

Die ersten Nachkriegsjahre sind vorüber. Mit Erleichterung dürfen wir feststellen, dass sie für unser Land ohne Krise und Arbeitslosigkeit geblieben sind. Im Gegenteil, unsere Lebensmittellage ist wieder entspannt, die Grenzen öffnen sich, und unser wirtschaftliches Leben entwickelte sich zu unerwarteter Blüte mit Vollbeschäftigung und gutem Verdienst. Unser Leben kehrt also wieder in seine «normalen Bahnen» zurück. Zu gleicher Zeit nahm die Zahl der bei uns asylsuchenden Flüchtlinge und Kriegsoffer wesentlich ab, die meisten Lager und Heime für die Flüchtlinge konnten aufgehoben werden. Auch die heimkehrenden Schweizer Rückwanderer fanden zum grossen Teil den Weg zum Aufbau einer neuen Existenz und zur Eingliederung in unser wirtschaftliches Leben. Das Kinderhilfswerk des Schweizerischen Roten Kreuzes konnte, ebenso wie das Hilfswerk für Emigrantenkinder, ihre vieljährige, segensreiche Tätigkeit wesentlich vermindern. «Wie gut, das grosse Elend ist überwunden», hören wir manch einen sagen. Und die Vielen, welche mit offenem Herzen und offenen Händen gegeben haben, sie freuen sich, ihre Hilfsbereitschaft wieder den grundsätzlichen sozialen Problemen zuzuwenden, «nachdem die schreckliche Kriegs- und Flüchtlingsnot ja überwunden ist». So haben auch wir gedacht,

die jahrelang unmittelbar in der Hilfe für die Flüchtlinge und Kriegsgeschädigten gestanden sind. Da drang von ganz nahe ein Ruf an unsere Ohren, aus dem Vorarlberg, aus Bayern: «Bei uns müssen Hunderttausende von Menschen in Lagern zusammengepfercht leben, die Not ist unvorstellbar, Hilfe ganz unzureichend, kommt, seht, helft!» Was wir dann sahen, das ist in der Zeitschrift «Das Schweizerische Rote Kreuz» mehrmals beschrieben worden. So haben wir es alle erschüttert erlebt, erleben wir es heute, wenn wir nur wenige Stunden weit über unsere Grenzen hinaus fahren.

Was sehen wir in Oesterreich und in Deutschland? Dort hausen in den Lagern die vertriebenen «Volksdeutschen» aus Jugoslawien, Rumänien, Ungarn; Menschen, die unermüdlich, kraftvoll in ihrem Lebenskreise gewirkt haben. Bauern, die Jahr für Jahr, wie vor ihnen ihre Väter, die fruchtbare Scholle ihres Bodens bebauten und stolz auf ihre blühende Familie geblickt hatten, denen biologische Fruchtbarkeit ebenso selbstverständlich war wie die vielfache Frucht auf dem Acker. Oder ehemalige Handwerker, die auf vererbtem, solidem Können und Schaffen getreu weitergebaut hatten, und denen sich ihrer Hände Arbeit ganz natürlich in den Sinn ihres Daseins fügte.